

Nr. 245. Bromberg, den 27. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Das war, als Tante, Onkel und Dr. Ravenshaw kamen?" fragte Charles. „Hatten Sie aber das Blut unter der Türe gesehen, als Sie versuchten, einzudringen?"

„Ich sagte alles, was zu sagen ist", war die verstockte Antwort.

„Was erschreckte Ihre Frau so sehr? Glauben Sie, daß sie den Mörder sah?"

„Gerade das wüßte ich gern", sagte Thalassa. Und es war Charles, als wisse der andere noch mehr.

„Thalassa", sagte er. „Sie hätten früher sprechen sollen. Es war unrecht, zu schweigen."

„Das wäre ein Wortbruch an Fräulein Sisily gewesen."

„Sie hätten sie reinwaschen müssen. Indem Sie bei der Polizei angaben, daß sie an jenem Abend vor neun Uhr das Haus mit Ihnen verließ."

„Das hätte nichts genutzt. Ich erfuhr tags darauf, daß der Omnibus an jenem Abend erst um zehn Uhr an den Kreuzweg kam, da er erst nach halb zehn vom Gasthof abfuhr."

„Wieso erfuhren Sie das?"

„Meinen Sie, daß ich nicht meine Fühler ausstreckte, als ich sah, daß der verwünschte Detektiv mich ebenso hineinlegen wollte wie sie? Ich bedachte alles, — wollte die Wahrheit sagen. Aber hätte man mir geglaubt? Ich sah, es würde ihr nicht helfen, weit eher alles erschweren. Es gibt Zeiten, in welchen ein Mann zu viel sprechen kann. Drum blieb mein Mund geschlossen."

Dies war so vernünftig gesprochen, daß Charles nichts darauf erwidern konnte. Aber er hörte noch, wie der alte Mann flüsterte:

„Ich hätte meine rechte Hand dafür gegeben, ihr dies zu ersparen."

Dann sprach keiner. Auf bleiernen Sohlen schlichen die Minuten. Still war es an dem öden Ort. Charles brach zuerst das Schweigen. Er fragte leise, als erwache er aus einem Traume:

„Geht jene Uhr oben ganz genau?"

Thalassa sah ihn an, als verstehe er nicht."

„Was hat das damit zu tun? Was verschlägt es, ob es um fünf Minuten früher oder später geschah?"

Die Logik dieser Entgegnung leuchtete Charles ein, aber ein anderer Einfall ließ ihn nun weiterfragen:

„Was hatten Sie für einen Grund, an jenem Abend durch das Moorland heimzutasten?"

„Fräulein Sisily sandte mich zurück."

„Doch Sie hatten einen anderen, — einen eigenen Grund", sagte Charles und maß ihn durchdringend. „Sie sagten es selbst."

„Sagte ich es, so vergaß ich wieder, was es war", sagte Thalassa mit dunklem Blick.

„Sie können es nicht vergessen haben!" rief Charles. „Was war es?"

Hoffnung füllte wieder wärmend sein Herz, als er des anderen verwirrte, unentschlossene Miene sah. „Thalassa, Sie behalten etwas für sich. Sie wissen oder Sie vermuten, wer der Mörder ist."

„Ich behalte nichts für mich."

„Doch. Ich sehe es an Ihrem Gesicht. Was wollen Sie nicht verraten? Was fürchten Sie?"

„Die Galeere — fürs erste."

„Sähen Sie lieber, wenn Sisily dort ihr Leben ließe?"

„Nein, nein," rief Thalassa heiser, „das ertrüge ich nicht. Doch erzählte ich es auch, es könnte nicht helfen. Es war an jenem Abend, doch ehe sie kam. Ich blickte aus dem Küchenfenster, da war mir, als bewege ein Felsen sich vorwärts. Dann sah ich nochmals hin, und da war es ein Mensch, — nur konnte ich sein Gesicht nicht sehen."

„Ist das alles?" Bittere Enttäuschung lag in Charles' Worten. „Das kann ich gewesen sein. An jenem Abend war ich hoch in den Felsen nächst Flint House."

„Sie waren es nicht." Thalassas Stimme war fast unhörbar geworden.

„Ich schwöre alle Eide, daß Sie es nicht waren."

„Wer war es sonst?" fragte Charles atemlos.

„Ein Toter oder sein Geist. Nun ist mir das klar, wenn ich auch lachte, als er es sagte. Jetzt weiß ich es aber."

Jäh brach er ab, als habe er zuviel gesagt, und sah hinaus auf das Meer.

„Wie meinen Sie das?"

„Ach, wie ich es meine, ist Nebensache. Hat nichts mit Ihnen zu tun. Wenn ein Mann zu schwatzen beginnt, wird er zum alten Weib. Dann geht die Zunge ihm durch."

„Thalassa", sagte Charles feierlich, „wenn Sie etwas wissen, was das leiseste Licht in dieses Dunkel wirft, so sind Sie zum Sprechen verpflichtet."

„Zu sprechen wäre leicht. Doch ich schwor — ich schwor, zu schweigen."

„Dies ist der Augenblick, Ihren Schwur zu vergessen."

„Sie haben recht", sagte Thalassa plötzlich. Er schlug mit der Hand auf den Felsen, als fasse er einen folgenschweren Entschluß.

„Ja, bei Gott, Sie haben recht. So hören Sie denn!"

28. Kapitel.

Eine seltsame Geschichte war es, die Charles Turold an Cornwalls grauer Küste zu hören bekam — eine Erzählung, die von abenteuerlichem Schicksal durchrauscht war. Dreißig Jahre lagen seit dem Tag zurück, an dem des alten Mannes Bericht begann.

Gleich vielen anderen war Thalassa vom Diamantenfieber gepackt worden. Gleich vielen anderen brauchte er große Summen für Weiber und Branntwein — was, so fragte er sich, könnte ein Mann Wertvolleres für Geld bekommen? In jenen Tagen war er Matrose und hatte kein Geld für dergleichen Wonnen. So desertierte er, als sie Peter Elizabeth anliefen, und machte sich auf die Wanderung nach den Diamantenfeldern. Gemeinsam mit ihm floh

ein zweiter Ausreißer — der Schiffskoch, der seinen Ehrgeiz darein setzte, von nun ab bis an sein Ende die Mahlzeiten für sich selbst zu bereiten und nicht für andere Leute.

Die Felder lagen weit im Norden. Thalassa erreichte sie nach furchtbarer Wanderung durch steinige Öde und sandige Wüste. Sein Gefährte starb vor Ermattung und fand seine letzte Rast im Wüstenboden, der sich längs des Orange-Flusses erstreckt. Thalassa verwahrte seinen Schurfschein und wanderte ohne ihn weiter.

„Der Mensch ist Zeit seines Lebens ein Narr", fuhr er fort, „zuzeiten aber kann diese Narrheit so überhandnehmen, daß die Erinnerung daran ihn noch in der Sterbestunde äfft. Hier stand ich, hatte mein Schiff verlassen, hatte die Löhnung eines Jahres und fast mein Leben vertan, nur um zu jenen verwünschten Feldern zu gelangen. Und erwartete, Steine zu finden, die so geschliffen und glänzend waren wie jene in den Läden von London. Kaum aber hatte ich den ersten ausgegraben, so wußte ich, ich hatte am anderen Ende der Welt wohl mehr rohe Diamanten gelassen, als im ganzen an diesem verhexten Orte zu finden waren, — Diamanten, die nicht erst gegraben werden mußten, die ich aber nicht als solche erkannt hatte."

Thalassa sah auf Charles, als erwarte er eine Frage. Da sie aber unterblieb, erzählte er weiter. Legte klar, daß er auf den Diamantenfeldern nicht das geringste Glück hatte — kein einziger Stein kam ihm in den Weg. Graben aber wollte er nicht. Er dachte nur immer jenes entlegenen Ortes und der Diamanten, die er aus Unwissenheit sich hatte entgehen lassen. Er wollte zurück, um sie zu holen. Aber sein kleines Kapital war durch die Fährnisse der letzten Zeit schier aufgezehrt und der spärliche Rest schmolz zusehends an diesem Ort, an welchem die primitivsten Lebensnotwendigkeiten nur um phantastische Preise zu haben waren. Bald war er völlig mittellos.

Damals, in seinem tiefsten Unglück, war es, daß sein Stern (sein böser Stern, daran hielt er fest), ihn mit dem Manne zusammenbrachte, dessen Leben von da ab unlösbar mit dem seinen verknüpft sein sollte. Die Stätte der ersten Begegnung war eine blechüberdachte Schnapsschenke, die von einem überlebensgroßen Kaffernweib und einem degenerierten, triefäugigen Europäer gehalten wurde, den die Neger und Kaffern rings auf den Feldern den „Weißen Harry" nannten. In diese Schenke traten zwei junge Leute. Engländer. Thalassa sah es auf den ersten Blick. „Einer davon war er." Hier wies Thalassa mit der Hand in die Richtung des Friedhofs von St. Fair, wo Robert Turold bestattet lag. „Hübsch und lustig war er damals — anders als vor seinem Tod, und er war mir teuer, da ich ihn zum erstenmal sah. Um den anderen kümmerte ich mich weniger. Er hieß Remington, wie ich später hörte. Für mich hatte er zuviel vom unfehlbaren Angelsachsentum. Ein hübscher Junge aber war er, jener Remington. Er, — Turold, trug einen Schnurrbart und sein Gesicht war braun, — ich aber liebte ihn um seiner schwarzen Blicke willen, die allerdings milder waren als in seiner letzten Zeit."

Thalassa erzählte weiter: Die jungen Leute saßen in einer Ecke und tranken Bier. Dazwischen sprachen sie, und Thalassa hörte zu. Sein erster Eindruck, daß dies wohlhabende junge Menschen seien, war durch den Inhalt ihrer Unterredung rasch widerlegt. Sie waren aus England gekommen, um in den Diamantenfeldern ihr Glück zu machen, doch wie er hatten sie Schiffbruch erlitten und beratschlagten nun, was zu tun sei. Der Blonde, Remington, war dafür, mit dem Rest ihrer Barschaft nach England zurückzukehren, Turold aber lehnte das entschieden ab. Es gäbe massenhaft Diamanten hier, und einige wolle er finden. „Nichts Ärgeres, als ärmer denn je nach England zurückzukehren", meinte er.

Das war der Augenblick, in dem Thalassa Lust verspürte, an dem Gespräch teilzunehmen. Er erhob sich und ging zu den beiden jungen Engländern hinüber, die ernsthaft miteinander sprachen, ohne zu merken, daß sie belauscht worden waren. Wie ein schiffbrüchiger Seemann zu zwei anderen Gestrandeten trat er zu ihnen. Sie alle brauchten Geld und sie alle trachteten, dies gottverlassene Loch so bald als möglich zu verlassen. Sie suchten nach Diamanten? Nun, er könne sie an einen Ort bringen, der läge zwar am anderen Ende der Welt, aber dort gäbe es genügend Diamanten, sie alle auf Lebenszeit zu reichen Männern zu machen.

Nach der ersten Verblüffung über diese Unterredung hörten sie ihn schweigend an, dann bestürmten sie ihn mit Fragen: Wo befanden sich die Diamanten? Auf einer Insel im südlichen Pazifik. Wo? Nun, sie glaubten doch nicht, er werde ihnen das verraten? Robert Turold aber — Thalassa schien sich an ihn besonders gewandt zu haben — fragte, woher er wisse, daß die Diamanten sich noch dort befänden. Thalassas Entgegnung war, die Edelsteine seien in einer großen Schachtel begraben, die Insel läge aber auf keiner Schiffahrtslinie! Was für eine große Schachtel das sei, hatte Turold gefragt. Und Thalassa hatte, möglicherweise zögernd, erwidert, es sei dies „eine Art Sarg" und darin läge außer den Diamanten ein Leichnam, der aber bestimmt nicht unter Mitnahme der Edelsteine ausgerissen sei.

Remington und Turold erschraken ob dieser Antwort, traten zur Seite und besprachen die Angelegenheit miteinander. Dann fragten sie Thalassa noch um einiges. Vor allem wünschten sie zu wissen, wie der Leichnam und die Steine dorthin gelangt seien, doch diese Geschichte zu erzählen weigerte sich Thalassa. Das habe nichts damit zu tun, sagte er. Das Schiff, von dem aus der Tote dort begraben worden war, sei dann mit der ganzen Besatzung abgefahren, und von den Diamanten wisse niemand außer ihm.

Darauf wurde Remington Hauptfragesteller. Robert Turold saß dabei und nur gelegentlich trafen seine dunklen Augen Thalassas Blick. Es schien, als habe er erkannt, daß die letzten Antworten eine Geschichte betrafen, die wohl ruhen gelassen werden sollte. Doch Remington wollte wissen, wieso Thalassa dazu gekommen war, in jenem Teil der Welt nach Diamanten zu suchen. Worauf Thalassa zurückgab, der Allmächtige habe ihn offenbar mit mehr Muskeln als Hirn begabt, denn zu jener Zeit habe er den Wert der Steine nicht erkannt. Er habe nicht gewußt, daß es Diamanten seien. Dann habe die Erfahrung, die er auf den Feldern gesammelt, seine Sachkenntnis erweitert, und nun wisse er, er habe auf jener einsamen Insel genügend Diamanten zurückgelassen, um sie alle reich zu machen — zwei gefüllte Flaschen und etliche in der Ledertasche, in welcher der Verstorbene auch seinen Schurfschein verwahrt hatte.

Turold und Remington berieten abermals flüsternd, und Turold fragte Thalassa, wie er meine, zu den Diamanten gelangen zu können. Thalassa hatte einen Plan bereit. Man müsse sich in Kapstadt nach Sidney einschiffen. Dort sei der Ausgangspunkt. Von Sidney aus gelange man zu Schiff nach — einem anderen Ort. In zwei Tagen weiterer Seereise könnten sie dann die Insel erreichen. Thalassa meinte, er könne jederzeit den Weg zu jener Insel finden.

Turold schien bereit, zuzustimmen, Remington aber warf eine andere, messerscharfe Frage auf. Warum verwickelte er zwei Fremde in diesen Handel? Was hielt ihn davon ab, die Diamanten allein zu bergen, ohne mit jemand teilen zu müssen? Thalassa entgegnete, ihm mangele das Geld, solche Expedition zu finanzieren, und selbst, wenn er allein in den Besitz der Steine käme, brächte ihm dies nicht viel Nutzen. Wie könnte er, der rauhe Seemann, dem es kaum möglich war, seinen Namen richtig zu schreiben, die Edelsteine in die Geldsumme wandeln, die in ihnen steckte! Dazu brauchte er Kultiviertheit und Geschick. Beides Dinge, die ihm mangelten. Er erachtete das Ganze als einen gleichen Handel: Sie setzten ihre Intelligenz ein, er sein Wissen um den zu gewärtigenden Fund. Der Ertrag war gleichmäßig zu teilen.

Robert Turold traf schließlich die ausschlaggebende Entscheidung, übertönte Remingtons Einwände mit Worten, die Thalassa nie vergessen hatte. Auch er war sich des Wagestücks bewußt, doch hielt er das Beginnen aller Mühe wert. Den beiden verblieben zweihundert Pfund, eben genug, um die Sache durchführen zu können. Was habe es für Sinn, mit dieser kläglichen Summe nach England zurückzukehren, hatte Turold gefragt. Auch von einem Mädchen war die Rede, — einem Mädchen, das in England auf Remington

wartete, dieweil er in der weiten Welt auf Geld Jagd machte. Habe er Lust, mittellos zu ihr zurückzukehren? So reisten sie tags darauf nach Kapstadt und von da aus auf einem Frachtdampfer nach Sidney.

Erst nach sechs Tagen Fahrt erreichten sie die Insel — des Windes wegen und nicht etwa, weil sie falschen Kurs genommen hatten. Wie Thalassa vorausgesagt hatte, war es nicht schwer, den Weg zu finden, denn sie waren kaum einen Tag auf See, als sie fernher den Rauch des dampfenden Vulkan erblicken, der ihnen nun während der Fahrt Wegweiser blieb. Immer näher kamen sie heran, und schließlich landeten sie an vulkanisch violettem Strande, sanken dabei oft knietief in Schwefelwasser und fühlten gallertweiche Seetiere unter ihnen Tritten quellen. Über schwarzviolettem Sande erhoben sich vulkanischer Fels und abgelagerte Lava und schloffen den Hauptkegel amphitheatralisch ein.

Die Edelsteine, wegen deren Gewinnung sie die weite Reise unternommen hatten, erwarteten sie dort. Über diesen Teil der Erzählung ging Thalassa eilig hinweg, berichtete nur nackteste Tatsachen und warf argwöhnische Blicke auf das gespannte Antlitz seines Zuhörers. Er hatte offenbar gleich nach der Landung seine Gefährten auf ihm wohlbekannten Wegen an ein Grab geführt. Charles erriet, daß jener Tote mit seinen Kleidern in einem Matrosensarg begraben worden war. „Da lag er mit den Flaschen voll Diamanten in seinen Rocktaschen und mit noch mehr davon im Portefeuille, genau wie ich ihn ein Jahr vorher verließ, um am anderen Ende der Welt das zu suchen, was ich hier eingegraben hatte", sagte Thalassa grimmig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

Erzählung von **Hans Bethge.**

Antonie wanderte den Strand entlang. Ihr blondes Haar schimmerte in der Sonne, es glänzte goldgelb, gleich sommerlichem Korn.

Sie blickte ernst und ruhig in die Ferne, — dann wandte sie sich und schritt langsam dem Badestrand entgegen.

Ihr Verlobter hatte versprochen, ihr am Strande entgegen zu kommen. — War dort seine Gestalt nicht schon zu erkennen? Nun hob er den Arm und winkte. Sie tat das Gleiche, ein Lächeln um den feinen Mund. Dann kamen sie sich näher, und nun standen sie vor einander und begrüßten sich. Er küßte ihre Hand, lachte und strich sein helles Haar zurück, in dem der Wind wühlte, dann legte er seinen Arm in ihren, und nun wanderten sie und plauderten. Die Bewegungen seiner langen Glieder hatten etwas Schlenkriges, er war erst Anfang zwanzig, Antonie einige Jahre älter als er.

Alfred erzählte, daß er soeben einen Brief von seinem Vater erhalten habe. Dieser würde am nächsten Abend ankommen, um von seiner anstrengenden Arbeit in der Großstadt auszuspannen. Er selbst, Alfred, gebe seinem Aufenthalt einige Tage zu, um mit Braut und Vater zusammen noch ein paar sonnige Ausflüge zu unternehmen und dann endlich wieder zu seinen Arbeiten auf der Hochschule zurückzukehren.

Antonie und Alfred steuerten in schnellem Gang der Terrasse eines Hotels zu und traten in ide Glasveranda, wo schon einige Leute an den weiß gedeckten Tischen saßen. Das Abendessen kam, und sie schmausten mit gutem Appetit. Ein paarmal schob Alfred seine Hand hinüber und legte sie, fest zugreifend, auf die Antoniens, — er lachte sie dabei an, fröhlich, herzhaft und unbekümmert.

„Ein Knabe", dachte sie mit einem kleinen Lächeln, „ein großer, kindhafter Knabe, — ich komme mir vor, als sei ich seine Mutter."

Ja, Alfred hatte ein Lachen wie ein Kind, und auch die unbefangene Art, wie er den Oberkörper reckte, und das zeitweilige, abgehackte Heben und Senken der Schultern waren etwas knabenhaft.

Antonie aber hatte nichts mehr vom Kinde, und ihre schönen, schmalen Hände schienen schon die einer jungen Frau zu sein. —

Das Dampfschiff, mit dem Alfreds Vater kommen wollte, war in Sicht. Die Verlobten standen vorn auf der Landungsbrücke. Jetzt kam das Wehen eines weißen Tuches vom Bug des Schiffes, Alfreds Vater schwang es. Ein lebhaftes Grüßen durch die Luft hob an, bis sich der Dampfer mit der Breitseite an die Brücke legte.

Nachdem man sich begrüßt hatte, ging man die Brücke hinunter, drei große, blonde, aufrecht schreitende Menschen, in angeregtem Gespräch.

„Du siehst gut aus", sagte der Vater zu Antonie, „so braun, so schlank, so leichten Schrittes. Ich bin abgearbeitet und freue mich auf die paar Tage der Muße. Wir wollen heiter und sorglos sein."

Zum Abendessen spendete der Vater eine Pfirsichbowle. Es lag etwas Sprühendes in seiner Unterhaltung, und dabei waren doch immer der klare Ernst und das gleichsam durchleuchtete innere Maß seines Daseins zu erkennen.

Antonie dachte: Ob Alfred auch einmal wird wie er? Sicherlich nie so weltgewandt und von so maßvollem, gefestigtem Wesen.

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer.

„Morgen werden wir Westwind haben", sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinaustragen soll. Und nun gute Nacht — und auf morgen!" Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch auf die Promenade und setzte sich auf eine Bank.

„Dein Vater ist herrlich", sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn; er ist so schlicht und warm, so vornehm und gütig. So solltest du auch einmal werden."

Alfred lachte. „Du schwärmst ja, Antonie", sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden."

„Vielleicht hast du ein wenig Grund dazu", entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm und auf sie hinabsah. „Deine Hände hast du von ihm", sagte sie, „nur daß deine Hände größer sind als seine."

Vor dem Schlafengehen stand sie noch lange am Fensterkreuz und sah in die Nacht, in einem tiefen Gefühl der Einsamkeit. „Merkwürdig", dachte sie, „neben dem Sohn komme ich mir alt vor wie eine Mutter, — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend." —

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel; der Vater saß am Steuerruder. Antonie sah den beiden zu und stellte im stillen Vergleiche an. Man sah es dem Vater an, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu dürfen; sein Auge blickte klar, Behagen klang aus seiner Stimme, mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen. Man landete in einem anderen Seebad, nahm hier das Essen, ruhte dann zwanglos auf den sonnigen Dünen. Während der Heimfahrt mußte man kreuzen, und es wurde Abend, ehe man heim kam.

Der Vater sprang elastisch aus dem Boot und reichte Antonie die Hand. „War's schön?" fragte er.

„Das sind die schönsten Tage", sagte sie heiter und dachte: Der Griff seiner Hand ist knapp und energisch; Alfred gibt länger die Hand, — aber man fühlt sie nicht so.

Dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Als das Schiff um die Ecke der Landzunge bog, meinte Antonie etwas Gewesenes aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber. —

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer Bank der hohen Küste. Sie waren in den Wäldern herum gestreift, nun ruhten sie. Schweigend sahen sie lange in die wogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater: „Antonie, ich muß dir etwas sagen. Ich glaube dein Wesen verändert zu finden gegen früher. Vor allem glaube ich, daß deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben. Oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag mir doch ehrlich, wie stehst du zu ihm?"

„Äußerlich gut", sagte sie, „aber innerlich schlecht. Der Rhythmus seines Daseins ist nicht der meine. Ich fühle immer mehr, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden . . ."

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er langsam: „Ich verstehe dich vollkommen, Antonie. Du sagst nur, was ich schon längst empfunden habe. Alfred ist nicht der Begleiter, den du für das Dasein brauchst."

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihre Hand und sagte: „Du hast einen schönen Arm, Antonie, — und wie schmal ist dein Handgelenk."

Sie sah mit einem schnellen, verwirrten Seitenblick zu ihm empor, eine rote Welle schlug an ihr Herz, sie ließ ihm die Hand. Nun führte er diese Hand an seine Lippen, und dann schmiegte er seine eigenen Hände warm um sie herum. „Willst du meine Frau werden, Antonie?" fragte er ernst.

„Ja, ja, ja", sagte sie leise aber schnell, „das will ich!"

Nun legte er den Arm um sie und sie lehnte das Haupt an seine Brust. So saßen sie und sahen aufs dunkelnde Meer.

„Wie schön — und wie warm", sagte er einmal leise.

Sie fuhr streichelnd mit der Hand über seine Schulter, dann sprach sie mit einem seligen Lächeln: „Jetzt weiß ich, daß ich glücklich bin."



Bunte Chronik



*** Polizei und Kellnerinnen sollen für volle Hörsäle sorgen.** Noch eifriger als in Deutschland beschäftigt sich die Heilige Hermandad im Reiche der aufgehenden Sonne mit den Studenten, nämlich nicht nur aus politischen Gründen, sondern neuerdings gar wegen einer weit verbreiteten, bisher als Privileg der hoffnungsvollen Hochschuljugend geltenden Unsitte: wegen des Schwänzens der Vorlesungen. Einige Professoren der Tokioter Universität beschwerten sich kürzlich bei ihrem Rektor über die immer größer werdenden Lücken in den Bankreihen der Hörsäle. Zuerst versuchte der Senat, dem Übel durch eine väterliche Ermahnung am schwarzen Brett abzuhelfen. Als das aber nichts nutzen wollte, wurde die Polizei um Hilfe gebeten, eine Maßnahme, die bisher wohl einzig dastehen dürfte. Die Fakultäten mußten namentliche Listen der verstockten Sünder aufstellen, und das Polizeipräsidium beauftragte nun eine Reihe von Schutzleuten damit, die außerordentlich wichtige Beschäftigung zu entdecken, welche die Sünder vom Besuche der Vorlesungen fern hielt. Mit sehr lobenswertem, vielleicht aber auch ein wenig rachsüchtigem Eifer machten sich die Schutzleute auf die Suche und verhafteten an einem Tage nicht weniger als hundert Übeltäter aus Kaffeehäusern heraus, deren Vergnügen die zukünftigen japanischen Geistesgrößen mehr Interesse abzugewinnen schienen, als den langweiligen Vorlesungen. Die Sünder wurden zum Präsidium geschafft und nach einigen Stunden Arrest mit vielen väterlichen Ermahnungen wieder entlassen. In Zukunft aber sollen rückfällige Übeltäter von der Polizei weit gröber angefaßt werden. Die Polizei fand außerdem wertvolle Unterstützung an den — Kellnerinnen der von den Studenten am meisten besuchten Kaffeehäuser. Diese selbstlosen jungen Damen haben freiwillig die Verpflichtung übernommen, alle Schwänzer mütterlich zum Besuch der Vorlesungen zu ermahnen und sie zu bitten, erst dann in ihrer Gesellschaft Erholung zu suchen, wenn die Professoren zu ihrem Recht gekommen sind.

*

*** Im Dunkeln lesbare Theaterzettel.** Mancher Theater- oder Konzertbesucher hat es wohl schon als einen schweren Nachteil empfunden, daß er während der Vorstellung im verdunkelten Zuschauerraum seinen Programmzettel oder sein Textbuch nicht entziffern konnte. Diesem Mangel hilft jetzt ein großes Londoner Theater dadurch ab, daß es leuchtende Zettel herausgibt, die auch im Dunkeln bequem lesbar sind. Das Prinzip ist dasselbe, wie wir es von den leuchtenden Zifferblättern unserer Uhren her kennen. Solange der Zuschauerraum erleuchtet ist, lassen sich die Zettel wie jede andere Schrift lesen, nur daß der Text hier in weißen Buchstaben auf schwarzem Untergrund erscheint. Die weißen Buchstaben fangen aber an zu leuchten, sobald das Licht ausgeschaltet wird, und sind daher auch dann sehr gut zu lesen. Der Masse, mit welcher der Text gedruckt wird, ist eine kleine Menge radioaktiver Substanz beigemengt, sowie noch eine andere Chemikalie, die im Dunkeln leuchtet, sobald die radioaktiven Strahlen sie treffen. Um was es sich dabei handelt, ist noch Geheimnis des Erfinders. Derartige Stoffe sind natürlich sehr teuer, die erforderlichen Mengen aber so gering, daß angesichts der großen oVrteile, die das Verfahren bietet, seine Einführung sich doch bezahlt macht.

*

*** Der Mann, der Buddhatempel verschenkt.** Das Stockholmer Nationalmuseum hat, wie bekannt, vor einiger Zeit durch Vermittlung Swen Hedins die komplette Einrichtung eines Buddhatempels aus dem Tibet erhalten. Der Tempel ist aber bezahlt worden, und zwar von einem Amerikaner, schwedischer Herkunft, der seiner Vaterstadt dieses großzügige Geschenk machen wollte. Mr. Vincent Bendix, eigentlich heißt er Bengtsson, hat bereits zwei Buddhatempel verschenkt, einen an das Museum in Stockholm, den andern an das naturwissenschaftliche Museum in Chicago. Mr. Bendix ist, wie so viele andere, als namenloser Junge nach Amerika ausgewandert und machte dort eine Erfindung, die ihn in einen sogar nach amerikanischen Begriffen reichen Mann verwandelte. Es war ein neues Autosystem, daß dem Schweden ein Vermögen einbrachte. Der Erfinder steht an der Spitze der „Bendix Company", eines großen Konzerns, der eine Autofabrik sowie zahlreiche Flugzeugwerke besitzt. Auf die Frage eines Journalisten, wie er zu seiner Position gekommen ist, erwiderte der Mann, der heute in der Lage ist, Buddhatempel zu verschenken: „Ich habe stets schwer gearbeitet und arbeite heute noch. Mein angeborener Humor hat mir über manche schwere Situation hinweggeholfen." Auf die Frage, was ihn in Stockholm besonders interessiert, äußerte der Amerikaner den Wunsch, dem König seine Aufwartung machen zu können. König Gustav empfing daraufhin den liebenswürdigen alten Herrn in Privataudienz.

*

*** Die treulose Frau des Mörders.** Man erinnert sich noch des Prozesses Mestorino, der vor Jahresfrist die Gemüter in Paris und in ganz Frankreich stark erregt hat. Mestorino wurde bekanntlich wegen Ermordung des Juweliers Gaston Trupheme zur lebenslänglichen Strafarbeit auf Guyana verurteilt. Mestorino hatte den Mord begangen, um seiner jungen Frau, die ständig in Geldnöten war, ein Leben in Luxus und Freude zu ermöglichen. Die Frau legte nach der Verurteilung ihres Mannes ein feierliches Gelübde ab, ihm in die Verbannung zu folgen. Dieser Tage wurden mehrere Strafgefangene nach der Insel Saint-Martin-De Ré gebracht, um von dort die Reise nach Guyana anzutreten. Mme. Mestorino befand sich aber nicht bei dem Transport, und die Pariser Blätter wollen bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die leichtsinnige junge Dame ihr Versprechen gebrochen hat. Sie lebt allerdings jetzt noch in voller Abgeschiedenheit bei ihrer Mutter in einer kleinen französischen Provinzstadt, scheint aber nicht gewillt zu sein, das Schicksal ihres Mannes, der ihretwillen den gräßlichen Mord begangen hat, zu teilen.

*

*** Ein Denkmal für Gemüse.** Europäisches Gemüse gewöhnlichster Art, an dem wir vorbeigehen, ohne es zu beachten, ist eine Seltenheit im Zauberland Indien! Ein Gemüsehändler aus Bengalen hat sich in Kalkutta ein Vermögen erworben nur dadurch, daß er europäische Gemüse in seinem Heimatland eingeführt hat. Er ist nun auf den Gedanken gekommen, seine Verdienste zu verewigen, und läßt sich in Kalkutta ein sonderbares Denkmal bauen. Das Denkmal wird alle Arten von Gemüse darstellen, die er Indien gebracht hat. Das Denkmal soll von dem ersten indischen Bildhauer geformt werden. Allerdings mußte der Gemüsekönig, wie man diesen Geschäftsmann in seiner Heimat nennt, die Stadtbehörden um Erlaubnis angehen. Es steht noch nicht fest, ob die Genehmigung erteilt wird, denn die Behörden in Kalkutta sind immer noch sehr konservativ. Sollte das Denkmal in seiner ursprünglichen Form nicht genehmigt werden, so weiß sich der Bildhauer zu helfen. Er schlug seinem Auftraggeber vor, sein Riesenbild aus Marmor herzustellen und im Hintergrund das schöne Gemüse sichtbar zu machen. In dieser Form wird wohl die Errichtung des Denkmals kaum auf Widerstand stoßen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.